

# Lange Schatten auf Kinderseelen

Warum Eltern sich mit eigenen dunklen  
Gottesbildern auseinander setzen müssen

**E**

ine meiner deutlichsten frühen Erinnerungen ist diese: Meine Mutter steht am Bügeltisch, während draußen ein heftiges Gewitter niedergeht. Wir Kinder hocken bei ihr und blicken vermutlich ängstlich zu ihr auf. Sie hält mit der Arbeit inne, schaut uns an und sagt: »Die Menschen sind böse. Gott schimpft!« Uns böse zu fühlen hatten wir als Kinder genug Gelegenheiten, wo wir in einer siebenköpfigen Familie

VON HELMUT JASCHKE  
auf engstem Raum miteinander zu-rechtkommen mussten. Und ganz selbst-verständlich fühlte zumindest ich mich dann auch von Gott mit strafendem Blick angeschaut; denn niemals hätte ich an den Worten meiner Mutter gezweifelt.

Diese Erinnerung steht vereinzelt inmitten von vielen anderen, die nichts mit einem Sprechen von Gott oder Denken an ihn zu tun hatten. Vielleicht hat sie sich deshalb so eingepägt? Aber welches Gottesbild stand eigentlich hinter den alltäglichen Beziehungen der Eltern zu ihren Kindern, hinter dem, was man gewöhnlich als »Erziehung« bezeichnet? Diese Beziehung war damals geprägt durch eine rigorose Forderung des Gehorsams und der Pflichterfüllung, zu der auch Sonntagsgottesdienst und Abendgebet gehörten. Wir verrichteten es kniend vor dem Bett. Denn es wäre Gottes unwürdig gewesen und hätte den nötigen Respekt vor ihm vermissen lassen, wenn wir bequem im Bett liegend unser Gebet gesprochen hätten.

Natürlich habe ich mir als Kind keine Gedanken darüber gemacht, welche Vorstellung meine Eltern von Gott haben. Heute weiß ich, dass sich das Bild eines strengen Herrn, der Rechenschaft fordert für alles Tun und Untertun, tief in meine Seele eingebrannt hat. Ich habe es viel später beim Studium des Neuen Testaments im Gleichnis von den Talenten im Mund des einen Knechtes wiedergefunden:

*Herr, ich wusste, dass du ein harter Mann bist ... Und ich fürchtete mich, ging hin und verbarg dein Talent in der Erde ... (Matthäus 25, 24-25)*

Es war ein langer und mühsamer Prozess, daran zu glauben, dass auch in mir Talente schlummern, die es wert waren, damit zu wuchern. Er ging Hand in Hand mit der Trennung von einer verinnerlichten übermächtigen Mutter, die ich abgöttisch(!) liebte und von der ich mich nicht trennen wollte. Gott sei Dank wurde mir Hilfe zuteil bei der Auseinandersetzung mit diesem Gottesbild, so dass ich hoffe, meinen eigenen Kindern nicht so sehr die Angst als vielmehr die Ermutigung zum Leben und das Vertrauen in ihre Fähigkeiten weitergegeben zu haben.

## Verinnerlichtes Erbe

Was ich geschildert habe, war »damals«. Es ist lange her. Wie geht es heutigen Eltern? Der erste Eindruck ist ja der, dass die Auseinandersetzung mit dem eigenen Gottesbild bei den meisten Menschen kein Thema ist. Anderes drängt sich in den Vordergrund: Arbeit zu haben, eine bezahlbare Wohnung, Jahresurlaub. Und die Kinder? Sie sollen lernen, um einmal mit einem vernünftigen Schulabschluss eine Chance in dieser Gesellschaft zu haben und sich einen gehobenen Lebensstandard leisten zu können. Natürlich ist das nicht die ganze Wahrheit. Es gibt Liebe zwischen Eltern und Kindern genauso wie es Streit, Scheidung und Einsamkeit gibt. Dazu kommen immer mehr allein erziehende Mütter, die zuweilen die Frage nicht unterdrücken können, warum Gott sie auf die Schattenseite des Lebens gestellt hat, falls sie nicht längst statt »Gott« »Schicksal« sagen.

Ihren Kindern von Gott reden möchten sie lieber nicht. Entweder ist die eigene Erinnerung an solche Rede ihrer Eltern so, dass sie ihre Töchter und Söhne damit verschonen wollen. Oder sie wagen es nicht, weil sie unsicher sind, was sie denn von diesem Gott sagen sollen. Sie wissen ja selbst nicht so richtig, was sie mit ihm in ihrem Leben anfangen sollen, und wollen nicht heucheln. Das verdient Respekt. Und doch dürfen wir annehmen, dass das, was ihre Eltern, Großeltern und Generationen davor an Gottesbildern verinnerlicht haben, nicht spurlos an ihnen vorübergegangen ist.

*Ein Mädchen klagt: Nichts erlaubt mir meine Mutter. Meine Freundinnen dürfen mit dem Fahrrad zum Baggersee fahren und dort spielen und baden. »Das ist viel zu gefährlich«, sagt sie. Aber das sagt sie immer, wenn ich etwas ohne sie tun will. Am liebsten würde sie mich in einem Käfig halten.*

Die Mutter ist allein erziehend und hat Angst um ihre Tochter. Da gibt es einen berechtigten Anteil, zweifellos. Aber darüber hinaus rührt ihre Überängstlichkeit von unbewussten Schuldgefühlen her: Sie hat ihr Leben durch ein uneheliches Kind »verpfuscht«. Und nun fürchtet sie, Gott (oder das »Schicksal«) könnte sie strafen, indem er ihr das Einzige, was ihr Leben bereichert, wegnimmt.

Nie wird sie mit ihrer Tochter darüber sprechen. Aber sie pflanzt ungewollt die Angst vor dem Lebenswagnis in die Seele ihres Kindes.

## Gottesbild und frühe Botschaften

Wie kommen denn die Gottesbilder in die Seelen der Mütter und Väter, die sie an ihre Kinder weitergeben, ohne dass sie das Wort »Gott« in den Mund nehmen müssen?

Die erste und fast banal klingende Feststellung ist die, dass sie selbst – bewusst oder unbewusst – das Gottesbild ihrer Eltern übernahmen. Und diese wiederum das ihrer Eltern ... Und so könnte man fortfahren.

Meine bereits erwähnte »abgöttische« Liebe zur Mutter führt einen Schritt weiter: Die Eltern sind für das kleine Kind »Götter«. Auf sie ist es auf Gedeih und Verderben angewiesen. Ihnen ist es ausgeliefert. Man könnte es so ausdrücken: Das Kind nimmt Mutter und Vater (falls er vorhanden ist) in sich hinein und verinnerlicht damit auch deren Gottesbild. In dem, was Eltern dem Kind verbieten oder erlauben, was sie ihm erstrebenswert oder verabscheuungswürdig erscheinen lassen, kommt ihre eigene Lebenseinstellung zum Ausdruck. Und die hat mit ihrem (unbewussten) Gottesbild zu tun: Ob sie sich selbst in ihrem Dasein und Sosein gewollt und bejaht fühlen oder eher glauben, ihre Daseinsberechtigung verdienen zu

müssen. Das geben sie den Kindern – gewollt oder ungewollt – weiter. Vor allem wirkt ihr Gottesbild bei dem mit, was sie dem Kind als »Lebensregeln« mit auf den Weg geben: »Erst die Arbeit, dann das Spiel!« »Freu dich nicht zu früh!« »Ohne Schweiß kein Preis!« »Strafe muss sein!«

Besonders verhängnisvoll sind natürlich bestimmte »Botschaften«, die Eltern ihren Kindern geben: »Du hast uns gerade noch gefehlt!« »Du bist mein Sargnagel!« »Aus dir wird nie was Rechtes werden!« »Kann man dich denn gar nichts heißen?«

»Womit habe ich das verdient!« In regelmäßigen Abständen muss Martina diesen Stoßseufzer der Mutter hören, wenn etwas nicht so läuft, wie sie sich es vorgestellt hat. Da kann sich die Mutter beim unglücklichen Einfall des Knie aufschlagen, den Geldbeutel verlieren, in Streit mit ihrem Mann geraten oder ein heftiger Regenguss sie ohne Schirm überraschen. Vor allem aber hört Martina diesen Seufzer, wenn sie die Mutter enttäuscht: Sie macht nicht (schnell genug), was sie von ihr will; sie bringt eine schlechte Note heim; sie ist »frech«, weil sie anderer Meinung ist ...

Hier kommt »Gott« nicht vor. Oder doch? Vermittelt die Frau nicht ihrer Tochter, dass die Ereignisse und Widerfahrnisse des Lebens mit »verdienen« oder »nicht verdienen« zu tun haben? Wer aber steht denn da hinter allem, um den Menschen Wohlergehen oder Unglück zuzuteilen?

Würde ich diese Frau darauf ansprechen, wäre sie sicher zuerst erstaunt, wenn nicht verärgert. Aber wie soll sie dazu finden, ihr Verhalten zu verändern, wenn sie nicht ihre Lebenseinstellung als ganze in den Blick nimmt? Und die ist geprägt von einem Gottesbild, das zu Selbstmitleid, Anklage und Resignation führt.

## Lebensgrundstimmung

Die unbewussten Gottesbilder sind wirksamer, weil jede Chance fehlt, sie zu verändern.

Tobias ist das einzige Kind seiner Eltern. Er erlebt immer wieder das zwiespältige Verhalten seiner Mutter ihm gegenüber: Sie kann ihn zeitweise so richtig verwöhnen, ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen. Dann wieder wird sie schrecklich böse, wenn er sich widersetzt, und sie schreit ihn an: »Du bist echt das Letzte! Was soll mal aus dir werden?« Der Vater ist meistens still, geht seinen eigenen Dingen nach und fragt Tobias höchstens einmal: »Na, wie war's in der Schule?«

Tobias' Eltern haben von ihrem Vater die Botschaft erhalten: »Du bist nichts wert!« Das »Leben«, so schien es, hat diese Botschaft immer wieder bestätigt. Gott? Eine Instanz, die ihnen Halt in dem Bewusstsein gegeben hätte, dass es gut ist, dass sie da sind, kam nicht in den Blick. Wenn es sie geben sollte, dann hat sie mit ihnen nichts im Sinn. Die Ehe, so war ihre Erwartung, würde ein Ausweg sein. Sie könnten sich gegenseitig das Gefühl geben, wichtig zu sein. Doch das hielt nur bis zum ersten Kind. Dann fingen die Schwierigkeiten an. Die Frau will sich durch die »Sorge« um das Kind als unentbehrlich erleben. Wo das aber diesem Verlangen Grenzen setzt, gibt sie unbewusst an ihren Sohn weiter, was sie selbst erfahren hat: Du bist nichts wert! Der Vater löst das Problem des eigenen Ungenügens anders. Er zieht sich in seine selbst gebastelte Welt zurück, korrespondiert mit dem Computer, um lebendige Beziehungen zu vermeiden, welche die alte Wunde aufbrechen lassen könnten.

Unbewusste Gottesbilder sind wirksam in der Lebenseinstellung, dem Lebensgefühl, das sich in der Regel in der eigenen Kindheit gebildet hat: Das Leben – und damit mei-

ne eigene Person – ist vertrauenswürdig, eine Aufforderung und Chance, mit dieser Gabe zu wuchern. Oder aber: Das Leben ist schwer, eine Last, die einem auferlegt ist. Von wem? Diese Frage muss man sich gar nicht stellen. Entscheidend ist das Gefühl, dass einem dieses Leben von einer unberechenbaren höheren Macht zugemutet wird. Sie kann es gut mit einem meinen oder eben nicht. Man hat nur die Möglichkeit, sich schlecht und recht durchzuschlagen und froh zu sein, wenn einen nicht nur Unglück trifft. Ob dabei dieses Grundgefühl auf »Gott« projiziert wird, weil er einem in der Erziehung als eine Instanz dieser Welt- und Ichdeutung vermittelt wurde, oder ob dies nicht geschah, ist zweitrangig. Eltern geben diese Lebenseinstellung weiter, die sie im Laufe ihres bisherigen Lebens gewonnen haben.

## Ermutung zum Vertrauen

Nicht indem Eltern ihre Kinder frühzeitig und regelmäßig Gebete lehren und sie in den Gottesdienst und den Religionsunterricht schicken, erleichtern sie ihnen den Bezug zu Gott. Ebenso wenig verbauen sie ihnen den Weg zu ihm, wenn sie dies nicht tun, weil sie selbst dazu keinen ehrlichen Zugang haben. Der Weg zu Gott wird verbaut, wenn Eltern ihr düsteres Lebensgefühl wie einen grauen Schleier auf die Seele des Kindes legen und es in dieser Atmosphäre aufwachsen muss.

Dann ist das Leben von einer alles durchdringenden Angst durchwirkt, dass »das Schicksal« (Gott) zuschlägt, wenn es einem zu gut geht; dass Krankheit und Katastrophen alles zerstören, was man sich aufgebaut hat; dass man nicht gut genug ist, um geliebt zu werden, und unfähig, selber zu lieben; dass nur Pflicht und harte Arbeit zählen, weil man daran gemessen wird ...

Gott steht aber für die Ermutung zum Leben, zu diesem einen, unverwechselbaren Lebensentwurf dieses Menschen mit seinem ihm eigenen Auftrag. Vertrauen in das Leben zu wagen und dieses Vertrauen Kindern mitzugeben ist deshalb der einzige Weg, den Eltern beschreiten können, wenn sie es – menschlich gesprochen – Gott erleichtern wollen, sich ihren Kindern zu zeigen. Nicht dass Gott darauf angewiesen wäre, dessen Wege »unergründlich« sind. Aber Gottes größere Möglichkeiten entbinden nicht von der Aufgabe, Heranwachsenden Mut zum Vertrauen zu machen, vielleicht durch folgende kurze Geschichte:

*Es geschah einmal, dass aus der Erde ein Pflänzchen herauswuchs. Es freute sich so sehr über das Licht und die Luft, dass es sich mit allen Kräften entfaltete und größer und größer wurde. Bald konnte man sehen, wie ein kleiner Baum dastand mit zarten Zweigen und Blättern in einem wunderschönen Grün.*

*Eines Tages ließ das Bäumchen seine Blätter traurig hängen, und auch die Äste neigten sich zur Erde. Ein Vogel, der in dieser Gegend gerne in den Zweigen der Bäume sang, merkte das, flog herbei und fragte den jungen Baum, was geschehen sei. »Ach«, klagte der, »ich will nicht mehr wachsen. Wenn ich alle die schönen, großen und starken Bäume um mich sehe, wie sie ihre mächtigen Zweige gegen den blauen Himmel recken, dann denke ich: Das schaffst du nie!«*

*Der Vogel wiegte sich eine Weile auf dem noch sehr biegsamen Ast, auf den er sich gesetzt hatte, und dachte nach. Dann sagte er: »Du musst Geduld haben. Jeden Tag bekommst du so viel Sonne, Regen und Wind, wie du brauchst. Und auch ich werde in deinen jungen Zweigen singen, gerade so viel, wie du brauchst, um glücklich zu sein.« (Helmut Jaschke, *Hoffnungsgeschichten*, Erich Wewel Verlag, Donauwörth 2002, S. 118 f.)*